

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 10 (1920)  
**Heft:** 47  
  
**Artikel:** Romain Rolland : Ludwig van Beethoven  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-644816>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

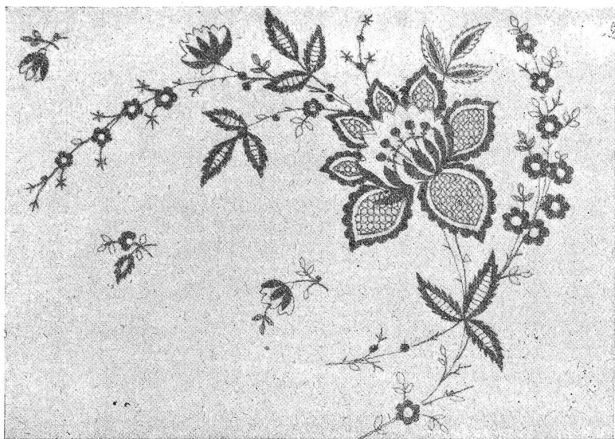
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Schiffstickerei, rote Baumwolle auf weißer Mouffeline (6fach verkleinert).

leistungsfähiger Schiffchen; da kam Gröbli auf die Idee, den Faden von innen sich aus dem Spülchen abwickeln zu lassen; so konnte er ganz kleine Spülchen (Bobinschen) herstellen, die das Volumen der Schiffchen entsprechend reduzierten. Der durch den Pantographen bewegte Stoffrahmen läuft, wie bei der Plattstichmaschine, zwischen der Nadel und der Schiffchenschiene.

Damit war indessen nur ein kleiner Teil der Arbeit geleistet. Es galt nun, den Antrieb der Maschine mechanisch einzurichten. Erst dann, wenn der Sticker seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft der Führung des Pantographen widmen kann, und wenn er nicht noch mittelst einer Kurbel die Nadeln- und Schiffchenschiene in Bewegung setzen muß, erst dann kann er schnell arbeiten. Auch diese Arbeit gelang nach anfänglicher Schwierigkeit.

Obgleich die neue mechanische Schiffstichmaschine an der Pariser Weltausstellung von 1867 mit einer Ehrenmedaille bedacht wurde, fanden ihre Produkte nur schwer Absatz, und mehr als einmal waren Gröbli und seine Mitarbeiter auf dem Punkte, die Sache als aussichtslos aufzugeben. Erst die Beihilfe des tüchtigen St. Galler Stickerfabrikanten Steiger-Meyer brachte das Geschäft in guten Gang.

Im Jahre 1870 finden wir Gröbli als Leiter in der neugegründeten „Mechanischen Stickerie Wülflingen“ bei Winterthur. Nach und nach kamen hier 20 Maschinen in Betrieb. Für jede neue Maschine erhielt Gröbli eine Abfindungssumme ausbezahlt, doch erst, nachdem die Erfindungs- und Konstruktionskosten völlig gedeckt waren, was bis in den Anfang der 80er Jahre dauerte. An der Weltausstellung in Wien erhielten die Produkte der Stickermaschine eine Medaille. Durch einen Unfall verlor Gröbli 1874 seine rechte Hand; er lernte mit der linken schreiben und zwar eine klare und feste Schrift, die er bis ins hohe Alter behielt.

Im Sommer 1878 trat Gröbli aus der Stickerie Wülflingen aus. Vorübergehend war er als technischer Leiter in der Stickerie J. Rübli ebendort beschäftigt. 1882 kehrte er wieder zur Stickerie zurück. Er wurde Leiter in der Schiffstickerie Giger & Dierauer in Niederuzwil. Sein ältester Sohn Joseph Arnold hatte das väterliche Talent für technische Dinge geerbt. Er vervollständigte die Schiffstichmaschine durch die Erfindung des sog. Stickerautomaten, der den Sticker, d. h. den Führer des Pantographen, überflüssig macht. Der jüngste Sohn, Professor der Mathematik an der Zürcher Kantonschule, verunglückte auf einer Schulreise. Nach dem Tode seiner Frau fand Gröbli bei seiner verwitweten Tochter ein freundliches Heim. Hier verbrachte er auch einen ruhigen Lebensabend. Noch bis ins höchste Alter hinein blieb er rüstig und beschäftigte sich mit seiner Stickermaschine. Zwei seiner Verbesserungen der Maschine wurden patentiert. Gröbli machte aber die Erfahrung

aller Erfinder. Die Industriellen steckten die Millionen-gewinne ein und speisten ihn mit einem lächerlichen Süm-mchen ab. Alle seine Erfindungen brachten ihm im Laufe der langen Jahre nur etwa Fr. 50,000 ein.

In den 80er Jahren brachte die deutsche Erfindung der „Schnellläufer“-Schiffstichmaschine eine Umwälzung in der Stickerindustrie. Das war in den Jahren, da Gröbli sich, als 64-Jähriger erst, selbständig machte und mit seinem zweit-ältesten Sohne in Gossau ein Stickergeschäft gründete. Während 10 Jahren arbeitete dieses Geschäft unter schweren Verhältnissen.

Die Schweizerische Maschinenindustrie holte unter Führung der Firma Adolt Saurer in Arbon den Vorsprung, den die sächsische Stickerie mit dem „Schnellläufer“ erlangt hatte, bald wieder ein zu Gröblis großer Genugtuung. Wir sahen Schiffstichmaschinen dieser Schweizerfirma an der Berner Landesausstellung an der Arbeit und konnten ihre gewaltige Leistung bewundern. Aus den 6–7 Stichen der Plattstich- oder Handstickermaschine in der Minute, sind heute 120 Stiche geworden, und aus den 24 Nadeln der Gröblischen Versuchsmaschine 1020.

Die Stickerindustrie hat einen nie geahnten Umfang angenommen. In der Ostschweiz und im Vorarlberg allein waren 1913 über 8300 Schiffstichmaschinen im Betrieb. Die Stickerie ist ferner in Sachsen, in der Gegend von St. Quentin (Frankreich), Gallarate (Italien), Lodz (Polen) und auch in Amerika eingeführt. Wahrlich, Isak Gröbli durfte mit Befriedigung auf die Frucht seines arbeitsreichen Lebens blicken. Sein Werk fand denn auch alle Anerkennung. Das kaufmännische Direktorium St. Gallen errichtete ihm ein Grabmal mit einer ehrenden Widmung.

## Romain Rolland: Ludwig van Beethoven.

Am 16. Dezember nächsthin jährt sich Beethovens Geburtstag zum hundertfünfzigsten Male. Schon kündigt sich die Beethovenfeier in zahlreichen musikalischen Anlässen an. Unsere Leser werden uns Dank wissen, wenn wir sie auf ein Buch aufmerksam machen, das ihnen die gewaltige Persönlichkeit des Musikheros in einer kurzen, aber packenden Darstellung vor Augen stellt. Romain Rollands Beethoven-Biographie erschien 1903 zum ersten Male in den „Cahiers de la quinzaine“. Seit 1917 besitzen wir eine Uebersetzung ins Deutsche von L. Langnese-Hug; sie ist als Buch von 150 Seiten in der Sammlung Europäische Bücher des Verlages Rascher & Cie. in Zürich erschienen.<sup>\*)</sup> Wir können das Buch unseren Lesern nur warm empfehlen. Als Kämpfer um die höchsten Menschheitsziele — wir erinnern an seine pazifistische und humanitäre Tätigkeit während des Krieges — steht Romain Rolland dem großen Ringer und Dulder Beethoven näher als irgend ein Zeitgenosse. Sein Buch arbeitet denn auch wunderbar plastisch die Menschlichkeit des großen Meisters heraus. Es macht die Lebensbeschreibung zum Kunstwerk; Beethoven spielt darin die Rolle des tragischen Helden.

Fast wie in der griechischen Schicksalstragödie hatten sich in Beethovens Leben die feindlichen Mächte gegen das Genie verschworen. In Bonn am Rhein, in der elenden Mansarde eines armseligen Hauses, wurde Beethoven geboren. Sein Vater war ein unintelligenter, ewig sich betrinkender Tenor; seine Mutter gehörte dem Diensthofstande an: Tochter eines Kochs, war sie aus erster Ehe die Witwe eines Kammerdieners. Der Vater heutete die musikalischen Gaben des Wunderkindes aus. Mit elf Jahren war Beethoven Mitglied des Theaterorchesters, mit dreizehn

<sup>\*)</sup> In der gleichen Sammlung ist eben auch das „Michelangelo“-Buch Romain Rollands in deutscher Uebersetzung erschienen. Der Verlag kündigt gleichzeitig folgende fernere Werke des berühmten franz. Schriftstellers an: „Gandhi“, „Theater für das Volk“, „Tragödien des Glaubens“.

Organist. Die geliebte Mutter hatte er schon als achtjähriges Kind verloren. Mit 17 Jahren mußte er allein für seine Familie sorgen; der Vater war zum armen, arbeitsunfähigen Gewohnheitstrinker herabgesunken — das war Beethovens Jugend.

Als Zweiwundzwanzigjähriger kam Beethoven nach Wien, in die Stadt Mozarts und Haydns. Trotz höchster künstlerischer Erfolge hat ihm hier kein menschliches Glück geblüht. Schon wenige Jahre nachher, 1796, kündete sich sein Ohrenleiden an. Dieses zerstörte nach und nach sein Gehör, und mit dreißig Jahren ist Beethoven schon schwerhörig, mit fünfundvierzig fast vollständig taub. Jahrelang hielt er sein Gebrechen geheim; nur vertraute Freunde wußten darum. Ergreifend klagt er ihnen in Briefen sein Leiden. Es hinderte ihn gewaltig an seiner Arbeit. Er behalf sich in den letzten Jahren seines Lebens beim Komponieren damit, daß er ein Holzstäbchen in den Mund zwischen die Zähne nahm, dessen anderes Ende auf dem Klavierkasten auflag. Die traurige Erzählung Schindlers über die Fidelio-Aufführung ist bekannt\*): „Beethoven hatte verlangt, die Hauptprobe zu dirigieren... Allein schon im ersten Duett zeigte sich, daß er von den Sängern nichts vernahm. Das Orchester ging mit ihm, die Singenden drängten vorwärts und bei der Stelle, wo das Bösen am Tore eintritt, war alles auseinander. Umlauf gebot Halt, dem Meister den Grund nicht angehend. Nach einigem Hin- und Herreden mit denen da oben auf der Bühne hieß es ‚Da capo‘. Allein wie vorher, war die Uneinigkeit sofort wieder da und bei der Böchstele abermals alles auseinander. Wiederum Einhalt. Die Unmöglichkeit, mit dem Schöpfer des Werkes weiterzugehen, war evident. Wie, in welcher Weise aber es ihm zu erkennen geben? Niemand wollte das betrübende Wort aussprechen: ‚Es geht nicht, entferne dich, unglücklicher Mann.‘ Beethoven, auf seinem Sitz bereits unruhig geworden, wendete sich bald nach rechts, bald nach links, die Gesichter ersorschend, was es denn für ein Hindernis gebe. Dumpfes Schweigen überall. Da rief er nach mir. In seiner Nähe, an das Orchester getreten, reichte er mir sein Taschbüchlein mit der Deutung aufzuschreiben, was es gebe. Ich schrieb eiligst ungefähr die Worte: ‚Ich bitte, nicht weiterzufahren, zu Hause das Weitere.‘ — Im Nu sprang er in das Parterre hinüber und sagte bloß: ‚Geschwinde hinaus.‘ — Unaufhaltsam lief er seiner Wohnung zu, Pfarrgasse, Vorstadt Laingrube. Eingetreten, warf er sich auf das Sofa, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und verblieb in dieser Lage, bis wir uns an den Tisch setzten. Aber auch während des Mahls war kein Laut aus seinem Munde zu vernehmen, die ganze Gestalt das Bild der tiefsten Schwermut und Niedergeschlagenheit. Als ich mich nach Tisch entfernen wollte, äußerte er den Wunsch, ihn nicht zu verlassen bis zur Theaterzeit. Im Augenblick der Trennung bat er mich, ihn am folgenden Tage zu Dr. Smetana, seinem damaligen Arzte, zu begleiten, der auch in Krankheiten des Gehörs sich Ruf erworben. Dieser Novembertag hatte in der langen Reihe der Erlebnisse mit dem gewaltigen Manne nicht seinesgleichen... Von der Einwirkung dieses Schlages hat er sich nie mehr ganz erholt.“

Beethoven fand auch in der Liebe kein bleibendes Glück. Von seiner Braut, Therese von Brunswid, trennte ihn sein Leiden und wahrscheinlich auch seine stets prekären Verhältnisse. Ohne Verschulden moralischer Art löste sich nach vierjähriger Wartezeit das Verlöbniß. Im Herzen blieben sich die beiden treu bis an ihr Lebensende. Beethoven blieb einsam. In der Einsamkeit reifte sein Genie und wuchs zum Uebermenschen heran. Romain Rolland erzählt in interessanter Weise die Begegnung Beethovens mit Goethe in Teplitz im Jahre 1812. Beide anerkannten sich gegenseitig als Künstler. Daß aber Beethoven Goethe den „Fürstendiener“ um die Nase rieb, das konnte jener

\*) Wir zitieren Romain Rolland.

ihm nie vergessen. Beethoven erzählt selber, wie sie auf dem Heimwege der kaiserlichen Familie begegnet seien, wie Goethe sich von seinem Arme losgemacht und sich trotz Beethovens Vorhalte ehrfürchtig-untertänig zur Seite gestellt. „Ich drückte meinen Hut auf den Kopf und knöpfte meinen Ueberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen — Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog hat den Hut gezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich — ich sah zu meinem Spaß die Prozession an Goethe vorbeidefilieren, er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt an der Seite, dann hab ich ihm den Kopf gewaschen, ich gab kein Bardor.“

Sein Ruhm stieg mit jeder neuen Symphonie. Die Aufführung der Neunten am 7. Mai 1824 bildete den Höhepunkt seines Triumphes. Die Polizei mußte das begeisterte Publikum beruhigen. Fürsten buhlten um seine Gunst. Während des Wienerkongresses dirigierte er sein Orchester vor einem „Parterre von Königen“.

Und trotzdem drückten ihn beständig die Geldsorgen. Sein Neffe Karl, an den er seine blinde Liebe verschenkte, beutete ihn aus und machte ihm Sorgen über Sorgen. Rührend zeigt sich in dieser Schwäche für einen Verworfenen die Menschlichkeit des Beethovens. Den geliebten Neffen setzte er trotz allen Kammers, den er um ihn ausstanden, zum Universalerben ein. Beethoven starb am 17. Februar 1827 an einer Lungenentzündung.

In seinem Beethoven-Buch erzählt Romain Rolland viele Einzelheiten über die Entstehung der Werke des Meisters. Wir wiederholen nochmals den empfehlenden Hinweis auf das Buch, dessen Lektüre ein Kunstgenuß für sich ist.

## Das Weltparlament.

„Sozialdemokraten“, ein Stockholmerblatt, nennt die in Genf zusammengetretene Völkerbundsversammlung das erste Weltparlament. Wir können darin sicherlich Rudimente eines solchen Parlamentes erkennen, doch stellt es gleichsam die ältere Form vor, die Ständevertretung, die keine für alle gültige Beschlüsse fassen kann. Erst wenn die Völker gemäß ihrer Zahl und Bedeutung vertreten sein werden, und in den Händen einer solchen Versammlung die Weltgesetzgebung ruht, wird man von einem vollgültigen Parlament sprechen können. Vorläufig heißt die oberste Richtschnur der Versammlung „Friede von Versailles“, und der Völkerbundspakt ist bloß ein Bestandteil dieses Friedens, statt daß der Friede ein Bestandteil des Völkerbundsvertrags wäre. Jeder Fortschritt hängt also direkt von der Revision des Friedensvertrages ab; leider sieht die Sache so aus, daß ein einziger Staat durch seinen persönlichen Einspruch den vernünftigsten Beschluß zu Fall bringen kann, wie weiland im Reichstag der Republik Polen ein querköpfiger Edelmann. Wenn aus einem finstern Winkel das liberale Veto Frankreichs erschallt, so wird die Versammlung umsonst die Aufnahme Deutschlands, Bulgariens oder Oesterreichs beschließen, wird sie umsonst den Vorschlag machen, das bolschewistische Rußland, das morgen sicher in die Hände der Sozialrevolutionäre fallen wird, zum Beitritt aufzufordern; gleichermaßen kann England sich weigern, seine Rohstoffmonopole dem Völkerbund zur Verfügung zu stellen. Aber der Anfang ist da und das ist schon etwas.

Indessen haben sich, seit in Amerika der Gegner Wilsons, Harding, Präsident geworden ist, der von Wilsons Partei zum Nachfolger bestimmte Cox also unterliegen mußte, die Aussichten des „alten Völkerbundes“, wie er drüben bereits genannt wird, sehr verschlimmert. Es besteht gar kein Zweifel, daß Amerika, solange die Reaktion der Großkapitalisten, der Republikaner dauert, und das wird dank der Allmacht des Präsidenten zum mindesten vier Jahre gehen, die Union der Liga nicht beitreten wird. Es